

Kulturelles Wort
Redaktion: Ulrich Kühn

Sendung am: 09.10.2021
13.05 – 13.15 Uhr

GEDANKEN ZUR ZEIT

Im Kreise der Liebsten?

Wie die Pandemie die Familie verändert hat

Von Christiane Peitz

NDRkultur

**GEDANKEN
ZUR ZEIT**

sonnabends

13.05 – 13.15 Uhr

An- und Abmoderation: Ulrich Kühn
Manuskript und Sprechen: Christiane Peitz

**Telefon:
0511 / 988-2321**

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z. B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Anmoderation:

Familie – das ist normalerweise der Ort, von dem aus man in die Welt hinauszieht – zur Arbeit, in die Schule, irgendwann in ein neues, eigenes Leben. Während der Lockdowns in der Pandemie-Zeit war das plötzlich anders: Auf einmal bedeutete die Familie selbst die Welt. Diese kleinste Einheit der Gesellschaft wurde zum großen Ganzen, war Arbeitsplatz, Schule, Spielplatz, Sportstudio und vieles mehr. Mit zwiespältigen Folgen: Häusliche Gewalt hat zugenommen, der Zwang zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf ebenso. Wie hat Corona unser Zuhause geprägt, vielleicht auch grundlegend verändert – unsere Sehnsucht nach sicheren Räumen im Leben, vielleicht sogar bis hin zur derzeit so viel diskutierten Identitätspolitik? Christiane Peitz, Kulturautorin und Redakteurin des Berliner „Tagesspiegels“, wagt den Rückblick nach vorn:

Beitrag:

„Familie als Plural“, so lautet der Titel einer Konferenz an der Berliner Humboldt-Universität in diesen Tagen. Die traditionellen Strukturen lösen sich auf. Familie ist längst vielerlei, Papa-Mama-Kind, Patchwork, Alleinerziehende oder queere Paare mit Nachwuchs, getrennte Eltern im Wechselmodell, mit Unterstützung von Freunden und Großeltern – der Alltag von Menschen mit Kindern ist diverser und mobiler denn je. In der Pandemie sah die Gesellschaft sich gezwungen, diese Vielfalt und vor allem die Mobilität drastisch einzuschränken. Der eine Haushalt, maximal zwei, diese Größenordnung wurde maßgebend bei den Lockdown-Vorschriften. Mehr bitte nicht in den eigenen vier Wänden, und bleibt möglichst zuhause, das war die Regel. Nach eineinhalb Jahren Corona treten die Folgen dieser der Krise geschuldeten Notwendigkeit immer deutlicher zutage.

Gewöhnlich ist Familie ja der Ort, von dem aus man weggeht, hinaus in die Welt. In den Kindergarten, anfangs nicht selten mit Tränen, in die Schule, in die Wohngemeinschaft, die erste eigene Partnerschaft. Der Soziologe Dirk Baecker beschreibt das Wesen der Familie als Paradox. Sie müsse „ihre Kinder unglücklich genug machen, um die Familie verlassen zu wollen, und glücklich genug, um selbst eine Familie gründen zu wollen“, so Baecker. *My home, my castle*: In der Pandemie änderte sich das radikal. Plötzlich war Familie nicht mehr der Hafen, nicht mehr Ausgangspunkt und Rückzugsort, sondern ein Innenraum, in den sich das Außen hineinstülpte. Zuhause, das waren jetzt die Wände, die die Welt bedeuten. Das soziale Leben implodierte, es ergriff Besitz vom häuslichen Refugium. Über Monate hinweg fungierte der Kreis der Liebsten auch als Büro, als Klassenzimmer, Spielplatz, Uni-Seminar, Sportstudio, Partylocation, Kneipe, Lesesaal oder Friseursalon.

Entgrenzung auf äußerst begrenztem Raum: Die berühmte Keimzelle der Gesellschaft sah sich in Lockdown und Quarantäne genötigt, Aufgaben zu übernehmen, die sonst eben diese Gesellschaft erfüllt, in staatlichen Bildungs-, Jugend-, Kultur- und Freizeiteinrichtungen. Die Überforderung war programmiert. Wem ging die liebe Verwandtschaft oder Wahlverwandtschaft nicht auf die Nerven, wer fühlte sich nicht heillos überlastet, wenn mitten im provisorischen, womöglich im Schlafzimmer eingerichteten Homeoffice, neben der Verunsicherung in der Kurzarbeit oder der komplizierten Logistik bei aushäusiger Berufstätigkeit auch noch das Homeschooling der Kinder Aufmerksamkeit verlangte? Wenn die Kita ersetzt, täglich drei Mahlzeiten zubereitet und am Feierabend bitte für Entspannung gesorgt werden sollte?

Mehr Stress, mehr Streit um jede freie Minute und jeden Millimeter Freiraum, allemal mehr Erschöpfung – viele Familien haben es geschafft, sich trotzdem im guten Sinne zusammenzuraufen, sich nicht in die innere Emigration zu begeben, sondern einander unter diesen Extrembedingungen neu kennenzulernen und neu zu organisieren. Ihnen gebührt großer Respekt. Die gute Nachricht: Weniger Dienstreisen, flexibleres Arbeiten, die leichtere Vereinbarkeit von Familie und Beruf im Homeoffice – all das sind Optionen auch für die Zeit nach Corona geworden.

Die schlechte Nachricht: Diese anders geartete Work-Life-Balance kann eben auch zur Zumutung werden. Die Dokumentarfilmerin Annetrin Hendel hat eine selbstironische Tragikomödie über den Lagerkoller und die eigene Dünnhäutigkeit gedreht, mit dem trefflichen Titel „Vertreibung ins Paradies“. Sie findet sich nach wie vor in der ARD-Mediathek. Hendel war mit ihrer Patchworkfamilie im brandenburgischen Haus mit Garten gestrandet – eine Zwangsisolation unter recht luxuriösen Bedingungen, wie die Regisseurin freimütig zugab.

Wenn die Wohnung klein und die Existenz prekär ist, sieht das oft anders aus. Es gibt Familien, die die Covid-19-Krise nicht überstanden haben, in allen sozialen Schichten. Eltern, die sich jetzt trennen, weil sie an der Enge erstickt, am emotionalen Leistungsdruck zerbrochen sind. Erste Statistiken und Studien belegen, wie das „Geschenk“ der unversehens gewonnenen Zuhause-Zeit in der Pandemie auch zur unerträglichen Bürde wurde. Existenzängste, psychische Belastung, mehr Arbeit für die Jugend- und Sozialämter, häusliche Gewalt: Die Recherchegruppe Correctiv trug schon im letzten Winter Zahlen zusammen, denen zufolge Frauenhäuser in Deutschland die Nachfrage nach Plätzen nicht mehr erfüllen konnten.

Laut Polizeilicher Kriminalstatistik wurden 2020 in Deutschland 152 Kinder getötet, 40 mehr als im Vorjahr. Knapp 5000 Kinder wurden misshandelt, elf Prozent mehr als 2019, auch die Zahl der Opfer sexueller Gewalt ist gestiegen. Zwar betonen die Statistiker, dass ein exakter Zusammenhang zwischen Gewalt und Pandemie nicht mit Zahlen erfassbar ist. Sie verweisen jedoch auf die hohe Dunkelziffer, (und auf die besondere Schwierigkeit für Betroffene, im Lockdown unbemerkt von den Tätern Hilfe zu holen). Der Pastor und Arche-Gründer Bernd Siggelkow, der ein Buch zu den sozialen Folgen der Pandemie veröffentlicht hat, sagt es so: „Für manche Kinder ist es sicherer, nachts durch den Park zu gehen, als zuhause zu sein“. Siggelkow wirft der Gesellschaft eine schwere Vernachlässigung des Kindesschutzes vor.

Klar, häusliche Gewalt gab es schon vorher. Die Familie als Hort der Geborgenheit und als Schauplatz der Verletzungen und Traumata war schon immer vielfältigen Zerreißproben ausgesetzt. Darauf zielt der berühmte Anfangssatz von Leo Tolstois Roman „Anna Karenina“, demzufolge alle glücklichen Familien einander ähneln, jede unglückliche aber auf ihre eigene Art unglücklich sei. Dieser Satz relativiert sich jetzt insofern, als das Unglück sich in der Pandemie in Teilen angeglichen hat. Stichwort Backlash: Inwiefern wurden die traditionellen Geschlechterrollen tatsächlich im Lockdown zementiert?

Auch dazu liegen erste Zahlen vor: Jüngsten Studien zufolge leisteten Mütter pro Tag im Schnitt 3,1 Stunden mehr Care-Arbeit, Väter 2,6 Stunden. Kaum weniger, das klingt gut. Rechnet man jedoch hinzu, dass die Frauen sich mit täglich 7,2 Stunden schon vorher mehr als doppelt so viel um Kinder, Alte und Kranke kümmerten als die Männer, wird klar, das Ungleichgewicht hat sich verstärkt. Wie unverzichtbar Schulen oder Sportstätten als Ausgleich und Alternative sind, das rückt seit Corona deutlicher denn je ins Bewusstsein.

Wie viel Nähe und Schutz braucht der Mensch, und wie viel offenen Raum? Das wird jetzt neu verhandelt. Nicht nur im familiären Beziehungsgeflecht, in dem Menschen Verantwortung füreinander tragen, auch in der Gemeinschaft der Bürger. Noch nie sind wir alle so sehr unter Unseresgleichen geblieben wie in Zeiten der Ausgangsbeschränkungen. Es dürfte kein Zufall sein, dass die Debatte über Identitätspolitik und „safe spaces“ Fahrt aufgenommen hat. Wegen der Entgrenzung der Öffentlichkeit im Internet, der Vielstimmigkeit und Kakophonie der sozialen Netzwerke, aber auch wegen der Pandemie.

Wo dürfen wir uns sicher fühlen, ohne uns die Köpfe einzuschlagen? Auch hier herrscht Dünnhäutigkeit. Wie sehr wir Verbindlichkeit brauchen, Orte und Gruppen, in denen ich sein kann, ohne mich erklären oder verteidigen zu müssen, darum geht es bei den aktuellen Identitätsfragen. Zugehörigkeit, Zugewandtheit, Empathie, auch Streitkultur - es sind Familienwerte, die in den leidenschaftlichen Diskussionen um Rassismus, Gender-Gerechtigkeit und Diskriminierung eingeklagt werden. In den zurückliegenden Wahlkampagnen erklärten etwa

die Sozialdemokraten den Respekt zur obersten Priorität. Denn Unversöhnlichkeit und Dogmatismus nehmen nachweislich zu. Eine internationale Umfrage der Universität Münster weist die viel beschworene Spaltung europäischer Gesellschaften erstmals empirisch nach. Vor allem zwei Lager, so das Ergebnis, haben sich verfestigt: Auf der einen Seite diejenigen, die traditionelle Werte und Lebensweisen verteidigen, auf der anderen Seite jene, die gründliche Veränderungen wollen. Die Konfliktpositionen werden immer unversöhnlicher. Wie lässt sich da noch ein Wir-Gefühl herstellen, die Grundlage für sozialen Zusammenhalt? Die Soziologin Paula-Irene Villa warnt jedenfalls vor der Selbstimmunisierung in der politischen Auseinandersetzung.

So ringen alle um die Balance zwischen Innen- und Außenwelt, Distanz und Nähe: die Kleinfamilie und all die anderen Lebensgemeinschaften genauso wie die Bürgerschaft als Ganzes. Von der Familie lernen, heißt, einander aushalten lernen. Welch ein Kraftakt das ist, und welches Langzeitprojekt, das hat die Pandemie die Gesellschaft gelehrt.